

Von der Lust und der Plage des Lesenlehrens aus der Sicht einer gewesenen Elementarschullehrerin

Autor(en): **H.R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-
Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **18 (1975)**

Heft 2

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-388236>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE FRAU IN DER WELT DES BUCHES

VIER BEISPIELE

Eine Primarlehrerin, eine Buchhändlerin, eine Buchbinderin, eine Studienleiterin an einer Bibliothekarinnenschule – vier weibliche Zeitgenossen bezeugen im folgenden, stellvertretend für viele, wie bedeutsam die Arbeit der Frau im Raum rings um das Buch ist, vollends, seitdem sie sich weit herum den Zugang zum Beruf und zur Ausbildung erkämpft hat.

Es gereicht uns Bücherfreunden zum inneren Gewinn, wenn wir uns wieder einmal bewußtmachen, daß die Hauptvoraussetzung aller echten Bibliophilie schlicht und einfach das Lesenkönnen ist. Vielleicht erinnert uns der erste der vier nachfolgenden, durch das vielbelächelte «Jahr der Frau» angeregten Beiträge daran, was für ein folgenreiches Ereignis es war, als es uns zum erstenmal gelang, ein Wort von Buchstaben zu Buchstaben mühsam, aber restlos zu Ende zu lesen, und daß es womöglich eine treulich ihres Amtes als Lehrerin waltende Frau war, der wir so Entscheidendes verdanken. Und wie, wenn wir, die wir nicht gerade selten die Schwelle einer Buchhandlung überschreiten, einen Augenblick unsere Gedanken dem großen menschlichen Einsatz zuwenden, der nötig ist, um auch in schwierigen buchhändlerischen Situationen

erfolgreich für das Buch zu kämpfen? Unser zweiter Beitrag wird uns darüber am einzelnen Beispiel die Augen öffnen. Und wer, der die Schönheit eines Einbandes genießt, denkt einmal über die vier Kanten hinaus an die Hände, die ihn schufen, und an alles, was an Sorgen und an Freuden mit dem kleinen Wunder verbunden war? Unser dritter Beitrag, wie die andern aus dem vollen eigenen Erleben einer Frau geschöpft, wird hier erhellende Einblicke eröffnen. Und ebenso jene drei ebenfalls aus der Wirklichkeit gegriffenen Modellfälle, an denen der vierte Beitrag die ganze Problemskala des Bibliothekarinnenberufes aufzeigt.

Gewiß: man könnte, einen 2350 Jahre alten Satz Platos zitierend, von diesen vier Berufen – und darüber hinaus von dem der Illustratorin, der Verlegerin usw. – sagen, es gebe keine Beschäftigung, ausgenommen die mütterliche, eigens für die Frau, nur weil sie Frau ist, und auch keine für den Mann, nur weil er Mann ist. Dennoch bieten die Berufe rund um das Buch, gerade weil sie so starke «private», persönliche, auf kulturelle Werte gerichtete Einsätze ermöglichen, besonders weiten Spielraum für schöpferische Kräfte der Frau. Unsere Beziehung zum Buch kann nur reicher werden, wenn wir für einmal innehalten und ihrer Leistung in diesem Gebiet gedenken. *Bx.*

VON DER LUST UND DER PLAGEN DES LESENLEHRENS AUS DER SICHT EINER GEWESENEN ELEMENTARSCHULLEHRERIN

Ich war eine, jahrzehntlang; nun bin ich seit kurzem «entkindert», sehe im süßen Bewußtsein erfüllter Pflicht all die verschmitzten Kinderchen mit ihren hüpfenden Schultornistern ihrer Wege ziehen ohne mich, überblicke getrost vergangene Zeit und ergehe mich selig privat in meinen heißgeliebten Büchern. Es sind ihrer Tausende

und so viele von ihnen nie noch auch nur angeblättert! Es ist wundervoll, in beschwichtigter Lebensphase mit Büchern zu leben, unbehelligt sachte zunehmen zu dürfen an Wissen, Erkenntnis und später Lebensinnigkeit. – Als Lehrer lebte man doch eben oft in kaum zu bewältigendem Getümmel, zum mindesten früher. Als ich in Zürich

zu schulmeistern begann, sehr jung noch, trat ich eine erste Klasse an mit gezählten 52 Abc-Schützen, hauste mit ihnen in einer Art Kindergartenlokal, in einem Privathaus, ohne das kleinste Refugium, ohne Kollegen, völlig auf mich selbst angewiesen. Und bald schon brach der Krieg aus; die Herren Lehrer verschwanden an die Grenze, und da waren es unversehens zwei Klassen, die ich zu lehren hatte, an die hundert kleine Kinder, schichtenweise, wochen- und monatelang, und obendrein bei immer kärglicherer Lebensmittelzuteilung: ein halbes Ei im Monat, 100 g Butter im Monat, noch 15% Kohle zum Heizen, Schule halten im Mantel bei 9 Grad, bis ich endlich vor Erschöpfung weg mußte in eine Bündner Lungenheilstätte.

Ein Blick zurück auf meine eigene Schulzeit. Ich verbrachte sie zuhinterst in einem industrialisierten Bergtal. Belustigt denke ich zurück insbesondere an mein erstes Schuljahr. Ich war das jüngste, das kleinste Persönchen, betrat die ersehnte Stätte, nachdem ich just sechs geworden war. Unser lieber alter Lehrer war nebenbei Wirt des Gasthofs «Zum Löwen». Unterrichtet wurden wir oben in einem alten geräumigen Mehrzweckbau. In dessen einem Trakt hauste die Pfarrersfamilie, im andern war, abgesehen von der einen Schulstube, die Dorfkanzlei untergebracht und im Keller das Gefängnis. Viele deutsche Internierte waren damals, im Ersten Weltkrieg, in unserem Dorf stationiert, sogar zwei Generäle und ein veritabler Prinz. Wir Kinder pflegten sie am Bahnhof mit zierlich gebundenen Sträußchen abzuholen. Die Lokomotive kam prustend herangerattert, mit Blumenkränzen behangen. Die Verwundeten wurden von meinem Vater verarztet. Ein Schlupfloch zuhause der fremden Soldaten war in unserem Doktorhaus eingerichtet worden. Die Renitenten sperrte man in besagten Keller, und wir kleinen Schulkinder reichten ihnen durch die vergitterten Luken unsere Pausenbrote hinab. – Einen seelischen Schaden hat darob bestimmt keines von uns davongetragen.

Komplexe und Frustrationen waren noch nicht erfunden.

Wir schrieben in deutscher Kurrentschrift und zum Teil bis in die sechste Klasse auf Schiefertafeln und züchteten in der Schwammbüchse Bohnenkerne zu anmutigen Pflänzchen heran. Die lateinische Schrift erlernten wir erst in der fünften Klasse. In der ersten Französischstunde schrieb ich «la pomme» und «la serrure» arglos in Fraktur. Die Mädchen hatten keinen Turnunterricht. Die erste Turnstunde meines Lebens geschah mir im Seminar. – Ich ging leidenschaftlich gern zur Schule und war überglücklich, als meiner Mutter von ungefähr der Einfall kam, man könnte mich Lehrerin werden lassen. Von selber wäre ich darauf nicht verfallen, weil ich noch nie eine Lehrerin gesehen hatte; die Schulmeisterei war nämlich in unserem Kanton zu jener Zeit noch ausschließlich ein Geschäft von Männern.

Bücher waren schon immer meine Seligkeit. Jedes Räppchen, das sich irgend ergattern ließ, trug ich in den kuriosen Kramladen unserer dicken, jovialen Frau Nachbarin und erstand damit die heißbegehrten Heftchen «Nimm und lies», in denen so wundervolle Geschichten wie «Rosa von Tannenburg», «Heinrich von Eichenfels» und «Genoveva» geborgen waren. Und jede Weihnacht bekam ich ein Buch geschenkt: die Geschichten der Johanna Spyri, «Die Familie Pfäffling», «Die Turnachtkinder». Sie alle trug ich später meinen eigenen Schulkindern zu, hielt ihnen im Hintergrund der Schulstube stets ganze Stöße von Büchern bereit, vermittelte ihnen auch angelegentlich die Hefte des Schweizerischen Jugendschriftenwerks, schon als sie noch 25 Rappen kosteten.

Im Seminar wohnte ich in Mietzimmern und ernährte mich kärglich, um nur ja immer einmal wieder ein Buch erstehen zu können, antiquarisch selbstverständlich. Adolf Bürdeke an der Kirchgasse, ein ungemein gediegener, kultivierter Buchhändler, erwarb sich durch sein Verständnis meiner

Situation meine ungemessene Dankbarkeit. Ich blieb seine Kundin, bis er in hohen Jahren starb.

Meinen Schulkindern die Kunst des Lesens, dieses elementare Rüstzeug zivilisierten Daseins, beizubringen, war mir vor allen andern Lehrfächern inständiges Anliegen. Im Kanton Zürich darf man ein und dieselbe Schülerschar drei Jahre hindurch betreuen; da läßt sich mit unverdrossener Konsequenz gar manches ausrichten. Auch die weitgehende Lehrfreiheit ist ein hohes Gut, und so habe ich denn, meinem eigenen Wesen gemäß, den Leseunterricht stets und unentwegt bis ans Ende meiner über vierzig Lehrerjahre nach der sogenannten synthetischen, vom einzelnen Buchstaben ausgehenden Methode erteilt. Damit geriet ich freilich im Laufe der Zeit so gründlich aus der Mode, daß man ganze Klassen des Oberseminars in meine Schulstube entsandte, lediglich um ihnen einzuprägen, daß immerhin auch mit gänzlich antiquierter Lehrmanier irgendwie zum Ziele zu gelangen sei. Ich unterzog mich der Schau mit amüsiertes Unbefangenheit. Da war beispielsweise der Buchstabe S einzuführen. Meine Kleinen scharten sich erwartungsvoll um mich, dicht umstellt von vielen selbstbewußten Lehramtskandidaten. Da lagen denn bereit: ein Fetzen Seide, ein Fetzen Sammet, ein Schälchen gefüllt mit Salz, eines mit Sand, eine Seife eine einzelne Socke... An der Wandtafel entstand mit hurtigen Strichen eine Sonne, eine S-förmig hochgereckte Schlange, welche aus ihrem Maul eine ganze Suada von S hervorzischte. Und munter ging's alsogleich los: «Side! Sammet! Söipfe! Sand! Salz! Socke!» – ein jedes Wort mit gehörig gesurrtem S am Anfang. «Sächs Finger i dHööchi! Sibe Finger i dHööchi!» – Ich eile zum lieben altmodischen Hunderter-Zählrahmen und schiebe 66, schiebe 77 Kugeln; beglückt erkennen die Aufgeweckten die schwindelnd hohe Zahl mit ihren imposanten S. Eines bekommt einen Zucker in den Mund: «Süeß!» – das andere ein paar Tröpfchen Zitronen-

saft: «Suur!» – «Sibe Sumervögel sürpfled süesse Saft.» – «Sseessee, Sabine, säb sötttsch sy laa!» – Kurzum, die ganze Lektion steht wohl vorbereitet im Zeichen dieses einen amüsanten Buchstabens S. – Dann springt jedes an seinen Platz und malt andächtig auf seinem Namentäfelchen, auf dem in großen römischen Blockbuchstaben vom ersten Schultag an sein Name prangt, die allfälligen S aus. Bedauern, wo keine vorhanden. Susi dagegen ruft beglückt: «Ui, uf diä hani scho lang planget!» Hernach umstehen sie alle hinten den großen Tisch, auf dem hochaufgehäuft zu Tausenden alle noch nicht erarbeiteten Buchstaben des Abc liegen; jedes sucht sich eine Handvoll S heraus und verstaut sie mit Genugtuung im entsprechenden Lesekastenfächlein. Gepriesen diese Lesekastenbuchstaben! – nämlich auf der Rückseite des Großbuchstabens bekamen die Kinder den dazugehörigen kleinen mühelos gleich mitgeliefert.

Nach der synthetischen Methode geschulte Kinder beginnen sehr bald schon allerorten Aufschriften zu entziffern. Maxli reiste mit seinen Eltern in die Ferien. «È pericoloso sporgersi» stand da auf verrußtem Täfelchen am Zugfenster. Eifrig begann das Büblein zu buchstabieren: «E – pe – ri» und soll dann plötzlich elektrisiert aufgefahren sein: «Ou duu, Mueti, was sind das für Epeeri?!»

Ich gab meinen Kleinen auch Anagramme zum besten: Sarg, Nebel, Neger – Wörter, welche rückwärts gelesen unversehens Verblüffendes hergaben. Meine Erstkläßler lasen überhaupt oft rückwärts: Vater = Retav; Großmutter = Rettums-sorg; Schokolade = Edalokosch. Aus Spaß lernte jedes seinen Namen auch rückwärts sprechen, und so rief ich sie denn mutwillig zuweilen auch mit ihrem «arabischen» Namen auf; denn all dieses vergnügliche Kauderwelsch, welches sich aus dem Rückwärtslesen ergab, nannten wir frank «arabisch».

Waren alle Vokale und auch die Umlaute erarbeitet, so gab's den herrlich ergiebigen

Spruch, den uns in seiner Urform schon unsere Mutter seinerzeit beigebracht hatte:

«Liebs Müeterli, mach mer Tee,
ali mini Rippli tüemer wee,
gimer au en Zucker dry,
moorn wiirts dänn scho besser sy.»

Das hallte dann hinreißend komisch, womöglich vom Tamburin skandiert, durchs Zimmer: «Laabs Maaterla, mach mar Taa, ala mana Rappla tammer waa» – «Loobs Mooterlo, moch mor Too, olo mono Ropplo tommer woo» – und weiter, genüßlich quäkend: «Lääbs Määterlä, mäch mär Tää» – und endlich, mit preziös gespitztem Mund: «Lüübs Müüeterlü, müch mür Tüü...», bis wir alle in schallendes Gelächter ausbrachen.

Solche Scherze drängten sich besonders auf, wenn es die verdrossen müde und klebrige Schar an gewitterschwülen Nachmittagen, zum Beispiel in der zweiten Hälfte August, irgendwie zu mobilisieren galt. «Den nächsten Abschnitt liest nur, wer heute nach vier Uhr im Badekleid herumrennen darf... wer zuvor auf einem Bein ums Zimmer hüpfte... wer nächstens einmal wieder ein SJW-Heft kaufen wird... Im nächsten Abschnitt müssen alle Wörter mit h übersprungen werden.» – Die Drittkläßler hatten großen Spaß, wenn an der Wandtafel eine Auswahl durchtrieben ausgedachter Haupt-, Eigenschafts- und Tätigkeitswörter geschrieben stand, aus denen sich höchst drollige Sätze bilden ließen: Das wehmütige Gartenhäuschen zwitschert, die grasgrüne Tante gurr, das heisere Spiegelei quakt.

Ein dorniges Kapitel ist für unsere Kinder die Schriftsprache. Sooft ich ihnen Geschichten erzählte, schon in der ersten Klasse, formulierte ich einfache Tatbestände kommentarlos in deutscher Sprache. Sie liebten das, sprachen gewichtig bald selber deutsche Sätze: «Ich habe ein Schlitten überbekommen.» – «Mein Bruder hat eine Sau gegungen.» – «Mir lügen, höb die Bibelchen schon ausgeschloffen sind.» – «Ich habe der Scheibenwischer aufgelpft,

und dann hat der Claude den Frauenfuzz hineingesteckt», bekennt ein kleiner Spitzbub, der ein Auto lädiert hat. Bis nur das Wörtchen «miir» ausgemerzt ist! In der dritten Klasse übten wir obstinat jeden Montagmorgen vorerst einmal drei Sätzchen ein, von denen ein jedes mit «wir» zu beginnen hatte. Auch kennt unser Dialekt das Imperfekt nicht. Wir sind geloffen – wir haben geschaut – wir haben gegöißt = wir liefen – wir schauten – wir schrieten: das sind Formen, welche mit stoischer Geduld geübt werden müssen, wieder und wieder. Die Mühe ist größer geworden, seit Scharen von Kindern tagaus, tagein stundenlang vor dem Bildschirm sitzen. «Frä R., ich ha geschter es Stuck gsee, en Art eso (Die drei Muskelkater), ä näi, was säg i ä! – (Die drei Muskeltiere)» (= die drei Musketiere). Köstlich die Verdrehungen, welche sie zuweilen produzieren! Einer berichtet: «Min Brüeder isch im Spitaal, er hät drum es Näbelbrüchli.» – «Mir mached i dr Pause Stäckli-Verbaarmis.» – «Mir händ dihäim e verstopfts Äichörndli.» – «Min Vater hät es Mikrophon, aber dänn isch äifach nie en Sumpftoon choo.» – Eines streckt mir Blumen hin: «Mueterstifeli us mim äigene Gäärtli» (= Stiefmütterchen). Einer sagt: «De Liebgott i dr andere Klaß hät en Tschuutböle» (= der Gottlieb). – Kompliziert auch die Sache mit der Verwandtschaft! Der kleine Spanier José, der verdächtig oft fehlt, erklärt treuherzig: «Min Vater hät drum d Gripp ghaa und mi Mueter au und mis Chind au!», und Lorli, das kleine Geschwister hat, erklärt mir freudig: «Mini jüngscht Tochter hät hüt Gebuurts- taag.» Einmal kam meine Mutter ins Schulzimmer auf Besuch. Ich stellte sie vor, und gleich kam mit allen Zeichen der Verblüffung ein Kleines zu mir gehuscht und fragte mich tuschelnd: «Jää isch iez daas di alt Grosmueter, wo früener Inere syni Mueter gsy isch?»

Kommen wir rasch nochmals auf die Fernseherei, diesen fatalen Kinderhüte- apparat, zurück. Der lieblichen Jeanine

mußte ich ein ganz erbärmlich schlechtes Zeugnis ausstellen. Sie bringt es ordnungsgemäß unterschrieben zurück und erklärt strahlend: «Tänked Si, Frä R., ich mues iez bis a dr Wienacht nie mee Fernsee luege!»

Auch die Silbentrennung hat es in sich. Kommt einer und hat fein säuberlich das Wort Spatz getrennt: Sp-atz. «Mein Lieber», sage ich, «das ist ein einsilbiges Wort, das kann man nicht trennen.» Da blickt er mich mit blitzenden Augen an: «Iiich has iez ämel chöne!»

Auch die Orthographie ist eine gehörige Kunst und Plage. Ich suchte den Schwierigkeiten nicht zuletzt durch unerbittlich genaue Aussprache zuvorzukommen; das ging so weit, daß meine Kinder beispielsweise ganz akkurat sprechen mußten: zwei-und-dreißig, und nur ja nicht dieses verschliffen-saloppe zwei-en-dreißig, und schon gar nicht das bühnendeutsche zwei-und-dreißich. – Hatten sie mich persönlich mittels Eigenschaftswörtern zu charakterisieren, so figurierte darunter ganz unweigerlich der Ausdruck «streng». Bloß daß ich diese unentrinnbare Konsequenz, so gut es mir eben gelingen wollte, allezeit mit Humor und unbefangener Herzlichkeit zu paaren versuchte. – Jean Paul in seiner «Levana», dieser wundervollen Erziehungslehre, an welcher auch seine drei Kinder wacker mitgewirkt hatten, sagt unter anderem: «Und was ist Wärme für das Menschenkuchlein? – Freudigkeit. Man mache nur Spielraum –

indem man die Unlust wegnimmt – so fahren von selber alle Kräfte empor. ... Rotte das Unkraut aus, so kommen die Blumen von selber. ... Das Leben auf dieser Erde fordert keine Himmelsstürmer, sondern beselte Menschen, die Maß halten.»

Heiterkeit und unabdingbare Selbstzucht, das ist in der Tat, auf die kürzeste Formel gebracht, oberstes Gebot für den Erzieher, und das tiefinnere Wissen davon, daß ein jedes Kind ein Gottesgeschöpf ist.

Sie lesen lehren, ihnen ganz sachte die Liebe zu Büchern einträufeln, das ist fürwahr ein schönes Geschäft. – Meine Drittklässler schrieben mit heiligem Eifer, schöpfend aus ihrem ureigensten Lebensbereich, die reizendsten Stundenaufsätze, sobald ich ihnen in Aussicht stellte, ich würde keinesfalls mit dem Rotstift dahintergehen. Ich las sie hernach vor, Holprigkeiten flink und unauffällig glättend, und siehe, sie wurden zu Aussagen von lichter Kindlichkeit, Spannung und Fülle. Prinzlich saßen sie da und staunten gesammelt und ehrfürchtig über den Reichtum, den sie produziert hatten. – In Verlegenheit kam man bloß (wiewohl heimlich schmunzelnd), wenn der Herr Visitor – beispielsweise ein Mittelschullehrer der Mathematik – imperativ und womöglich ohne anzuklopfen das Zimmer betrat, sagen wir im Mai, und von den soeben andächtig in die zweite Klasse emporgerückten Kinderchen vorerst einmal vor allem «die Aufsatzhefte» einzusehen begehrte. H.R.

ERINNERUNGEN EINER BUCHHÄNDLERIN

Mein Traumberuf wäre Architektin gewesen. Meine Eltern, die nicht mit materiellen Gütern gesegnet waren, fanden, daß das Wenige, das ihnen für die Ausbildung ihrer Kinder zur Verfügung stehe, für die beiden Buben gehortet werden müsse.

Ich las in der Zeitung ein Inserat, in welchem eine Zürcher Buchhandlung eine Lehrtochter suchte, meldete mich und erhielt die Lehrstelle. Der Chef der Buchhandlung gab

mir zu bedenken, daß der Beruf des Buchhändlers nicht nur Lesebegeisterung erfordere, sondern auch eine gute Gesundheit, ein gutes Gedächtnis und viel Idealismus. Täglich müsse man sich mit Neuem beschäftigen, müsse sich auf allen Gebieten des Wissens und der Unterhaltung orientieren, ja zusätzlich erfordere er auch kaufmännisches Denken. Ich fühlte mich angesprochen von diesem Beruf. Der Lehrvertrag traf ein